



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Goethe und Rochlitz.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Goethe und Rochlitz.

Von Adolf Stern.



Das Erscheinen der Weimarer Gesamtausgabe von Goethes Werken hat in die stille, aber rege Thätigkeit, nach und nach alle Zeugnisse für das Leben und die Beziehungen des Dichters zu sammeln, einen neuen Zug gebracht, hat viel Verborgenes und darunter Wichtiges ans Licht gefördert, manches längst Bekannte in neue Beleuchtung gerückt, das Material für die künftige Goethebiographie beträchtlich vermehrt. Es ist kaum nötig zu sagen, daß die wahre Bedeutung dieses Materials in allen Fällen nicht sogleich abgeschätzt werden kann, und daß einzelne Mitglieder der Goethegemeinde den Wert zufälliger Funde und untergeordneter Veröffentlichungen bei weitem zu hoch anschlagen. Andererseits wird niemand einen dauernden, bestimmten Zwecken geltenden Briefwechsel, den Goethe (zunächst gleichviel mit wem) geführt hat, als unwesentlich und nichtig ansehen können; denn von jeder über Jahre hinweg erhaltenen brieflichen Verbindung des Dichters gilt das Wort Herman Grimms: „Man meint, Goethe habe nichts zu thun gehabt, als fortwährend Briefe zu empfangen und zu beantworten, welche sämtliche Interessen betrafen, die innerhalb einer Epoche in Umlauf sind. Mit einer Gewissenhaftigkeit, Feinheit, Sicherheit, Behendigkeit und zugleich mit einem innern Behagen, welches ihn niemals als belästigt, sondern stets als in der besten Laune erscheinen läßt, hält er alle diese Fäden in seinen Händen und nimmt unablässig neue hinzu, eine Leistung, die ihn nach dieser Richtung allein schon als mit übermenschlicher Kraft ausgerüstet erscheinen läßt.“ Hat dies schon bei Briefwechseln, die nur über einen beschränkten Zeitraum hinweg reichen, volle Wahrheit, um wie viel mehr trifft es auf eine Beziehung zu, wie sie eben wieder durch Goethes Briefwechsel mit Friedrich Rochlitz, herausgegeben von Woldemar Freiherrn von Biedermann (Leipzig, F. W. von Biedermann), unsrer Erinnerung näher gebracht wird. Die Veröffentlichung ist zwar nur nach einer Seite eine völlig neue, insofern bei diesem Anlaß die Briefe, die Friedrich Rochlitz an den Groß- und Altmeister gerichtet hat, zum ersten male gedruckt werden, während die Briefe Goethes theils aus dem von Otto Jahn (1849) herausgegebenen Buche „Goethes Briefe an Leipziger Freunde,“ theils aus Nachträgen bekannt waren und nur um wenigens vervollständigt worden sind. Die Vereinigung und Gegenüberstellung der beiderseitigen Briefe ergibt jedoch erst ein klares und, setzen wir gleich hinzu, wahrhaft erfreuliches Bild des ganzen Verhältnisses zwischen Goethe und dem liebenswürdigen Leipziger Schriftsteller,

Grenzboten IV. 1887.

Kunstkenner und Kunstfreunde. Herr von Biedermann betont in seiner Einführung völlig zutreffend, daß sich dieser Briefwechsel von Goethes sonstigen andauernden Briefwechseln darin unterscheidet, daß er, „wenn auch nicht durchaus, so doch immer und immer wieder aufrecht erhalten wird mit Bezug auf Rochlitzens Wohnort. Rochlitzens Eigenschaften als Schriftsteller, sowie als Kunstkenner und Sammler gaben zwar auch wiederholt Anlaß zu Briefen, allein wie der rote Faden zieht sich hindurch, daß Goethe sich an Rochlitz als den unabhängigen und einflußreichen Bewohner Leipzigs wendet, um an diesem bedeutenden Orte etwas vermittelt zu erhalten, indem er bald um Auskunft über dortige Persönlichkeiten oder dortige Kunstverhältnisse oder über die Thunlichkeit des beabsichtigten Gastspiels der Weimarer Hofschauspieler in Leipzig und sodann über ihre Aufnahme, bald um Beratung nach Leipzig sich begebender Personen oder um Besorgungen an dort wohnende und Abmachung von Geschäften mit ihnen erfucht; auch läßt er sich von Rochlitz über die staatlichen Zustände unterhalten, die in den Leipziger Unruhen von 1830 und 1831 zu einem blutigen Zusammenstoße führten. An zweiter Stelle erhält sich aber der Briefwechsel mit Hinblick auf Rochlitz selbst als den Verfasser insbesondre musikwissenschaftlicher und erzählender Schriften, sowie Bühnenstücke, die Goethe mit lebhaftem Beifall begrüßte, beziehentlich aufführen ließ, sowie noch mehr als den verständnisvollen Empfänger dichterischer Schöpfungen, welchen Goethe anspricht, um das feinsinnige Urteil des vielseitig gebildeten Mannes über seine eigenen Werke herauszulocken.“

In der That verdient die Persönlichkeit Rochlitzens warmen und ehrenden Anteil und eine möglichst lebendige Erinnerung, auch wenn er nicht das Glück gehabt hätte, zu Goethe in nähere Beziehungen zu treten. Als Sohn eines einfachen Bürgerz 1769 zu Leipzig geboren, Schüler und Alumnus der altberühmten Thomasschule, gehörte Rochlitz auch unter sehr veränderten äußern Verhältnissen sein langes Leben hindurch seiner Vaterstadt an. Was er für das Kunst- und Literaturleben Leipzigs gewirkt hat, ist unvergessen, sein Buch „Für Freunde der Tonkunst“ steht noch heute auch in weiten Kreisen in Ansehen, gar manche Arbeit aus seiner Feder, deren in den Briefen Goethes mit Anerkennung gedacht ist, verdiente so gut wie das schon öfter beachtete Tagebuch während der Leipziger Schlacht noch heute teilnehmende Leser zu finden. Die ganze Erscheinung eines Mannes wie Rochlitz war typisch für seine, erfreulich für jede Zeit, und die vortreffliche, pietätvolle und mit umfassender Sachkenntnis veranstaltete Herausgabe des Goethischen Briefwechsels mit Rochlitz sollte überall Anlaß werden, der Zeit und den Beziehungen, um die es sich hier handelt, eine Aufmerksamkeit zu widmen, die über den üblichen Abdruck der Vorrede hinausgeht.

Rochlitzens Jugend fiel in die Zeit, wo dem sächsischen Lande, und zumal Leipzig, die Hegemonie, die es über ein halbes Jahrhundert im deutschen Literaturleben ausgeübt hatte, bestritten und entwunden ward. Nach einander hatten

die großen Führer der neuen poetischen Bewegung, Klopstock, Lessing und Goethe, die Leipziger Universität jahrelang besucht, um jeder für sich und auf andern Wegen zu der Überzeugung zu gelangen, daß ihre Natur und ihr innerer Drang den Bruch mit der Literatur und dem Geschmack bedinge, welche ihren höchsten und besten Ausdruck in Gellert fanden. Während aber von Klopstock bis Goethe der gewaltige Umschwung vor sich ging, blieb in Leipzig eine ältere Literaturüberlieferung noch lange nach Gottscheds und Gellerts Tode lebendig. Christian Felix Weiße, die beiden Clodius (Vater und Sohn), von einer Reihe andrer zu schweigen, waren noch immer angesehene und sehr wirksame Vertreter der echten sächsischen Schule, und ihr Einfluß auf die mittleren und kleineren Talente wie auf die Neigungen des Leipziger Publikums war noch sehr groß. Zu Rochlitzens Verdiensten gehört es, daß er, obwohl selbst nur ein mittleres Talent, sich ganz entschlossen unter die neue Fahne stellte und unbekümmert darum, daß er selbst, angesichts der gesteigerten Forderungen, der idealen Ansprüche, unendlich weniger bedeutete, als er nach dem Maßstabe der älteren Leipziger Schönegeisterei bedeutet haben würde. Tapfer und nur an die Sache hingegeben, zog er für seine eigne, um des leidigen äußern Bedürfnisses willen lange Jahre sehr ausgebreitete literarische Thätigkeit die Folgerung aus seinem ästhetischen Glaubensbekenntnis, daß er sich unablässig bemühen müsse, einfach, rein, klar und ohne falsches Pathos, ohne äußerliche falsche Sentimentalität zu schreiben. Die Verehrung für Goethe und seine Meisterschaft, mit der Rochlitz heranwuchs und die er in seinen Kreisen unablässig auszubreiten und zu vertiefen bemüht war, trug ihm selbst die schönsten Früchte; wenn eine Anzahl seiner literarischen Arbeiten dem Schicksal der Veraltung, das beinahe alle mittleren Talente rasch ereilt, eben noch nicht anheimgefallen sind, so ist es ganz sicher dem zu danken, was er sich — des Unterschiedes zwischen dem größten Dichter und sich selbst immer eingedenk — bei und aus Goethe anzueignen wußte. Daß ihm die persönliche Achtung und die vertrauliche Verbindung mit dem Meister ein anderweiter Lohn seines Strebens waren, erweisen die Briefe an Goethe beinahe auf jedem Blatt.

Dem aufmerksamen Leser kann es nicht entgehen, daß der mit dem Jahre 1800 beginnende Briefwechsel in den ersten Jahren von Rochlitzens Seite neben der reinsten Verehrung für Goethe eine gewisse Rückhaltung zeigt. Die damalige Beziehung des jungen, noch amt- und namenlosen Leipziger Schriftstellers hatte eine Vor- und Nebengeschichte, welche nicht aus den bei Biedermann abgedruckten Briefen Goethes oder Rochlitzens, aber aus dem ungedruckten Briefwechsel des letzteren mit dem Weimarer Allerweltsfreunde, mit R. A. Böttiger, dem Ubique des Goethe-Schillerkreises, zu erschließen ist. Rochlitz hatte zu diesem ein Verhältnis gewonnen, ehe er persönlich in den Zauberkreis Goethes trat. Als er nach seinen Hauslehrer- oder Hofmeisterjahren in Krimmitschau nach Leipzig zurückkehrte, die Theologie an den Nagel hängte, nur auf die Einnahmen

seiner Feder angewiesen war, hatte ihn vorübergehend der Gedanke gelockt, Leipzig mit Weimar zu vertauschen und dort ein befriedigenderes Dasein zu gewinnen. Unterm 30. Mai 1797 hatte sich der Leipziger Magister an Böttiger, damals Oberkonsistorialrat und Direktor des Weimariſchen Gymnaſiums, gewendet und bei dieſem, indem er ihn reſpektvoll und freigebig mit Eure Magniſizienz anredete, wegen einer Stelle am Weimariſchen Gymnaſium angefragt. *) „Durch einen Brief des Herrn Geheimen Sekretärs Machts aus Weimar an einen meiner hieſigen Freunde erfuhr ich neulich, daß mit nächſtem eine Stelle am Weimariſchen Gymnaſium offen werde, ohne aber die geringſte weitere Nachricht zu bekommen, oder auch nur einen perſönlichen Bekannten in Weimar zu haben, von dem ich ſie jetzt bekommen könnte. Ich, der ich durch mancherlei Verhältniſſe in der Welt umhergeworfen worden bin, und zuweilen etwas unſanft, wünſche mir jetzt eine Stelle jener Art, wo ich als ordentlicher Mann arbeiten, nützen und eine feſtere Beſtimmung als die einer Anwartschaft auf eine akademiſche Lehrſtelle finden könnte. Unter dieſen Umſtänden wende ich mich an Ihre Gütigkeit. Glauben alſo Eure Magniſizienz, daß ein Mann von achtundzwanzig Jahren, der neben der Theologie und den Wiſſenſchaften, die jeder gebildete Menſch wiſſen muß, ſich hauptſächlich mit römischer klaſſiſcher Literatur und was in genauem Sinne dazu gehört, mit neuerer Geſchichte und Philoſophie, beſonders mit den praktiſchen Teilen der letztern und unter dieſen vornehmlich mit denen, die Kunſt und Moral behandeln, beſchäftigt hat, der bis vor einigen Jahren in einem angeſehenen Hauſe Hofmeiſter geweſen iſt und aus ſeinem Hofmeiſterleben Liebe zur Jugend und vielleicht einige Erfahrungen über ihre zweckmäßige Behandlung zurückgebracht hat, ein Mann, der übrigens nicht eben viel, noch weniger erkünſtelte Bedürfniſſe hat und inſtande iſt, wenn ihm ſein Beruf Zeit verſtattet, ſich auf anderm Wege vielleicht noch manches zu erwerben, deſſen Kenntniß der griechiſchen Sprache und Literatur aber ſo gering iſt, daß ſie keine Erwähnung verdient, der von den orientaliſchen Sprachen nur das verſteht, was ein verſtändiger Mann nichts nennen muß; der endlich Unterricht zu geben in der Mathematik und Phyſik nicht wohl inſtande, in neuern Sprachen nicht geneigt iſt — glauben Eure Magniſizienz, daß ein ſolcher in der vakanten oder vakant werdenden Stelle thätig ſein, nützen und ohne kleinliche ängſtliche Sorgen leben kann, ſo bin ich frei genug, die Bitte zu wagen, mich von dieſen Verhältniſſen nur ein Wort wiſſen zu laſſen.“

Böttiger kann auf dieſe Anfrage keinen ermutigenden Beſcheid gegeben haben, aber die Hand, die ihm ſolchergeltalt entgegengereckt wurde, hielt er feſt, wie er gewohnt war, jede Hand feſtzuhalten. Bei einem Beſuche Rochlitzens in Weimar im nächſten Jahre, bei den häufigen Fahrten Böttigers zu den

*) Alle in dieſem Aufſaß benutzten, ſeither ungedruckten Briefe Rochlitzens befinden ſich unter den Handſchriftenſchätzen der königlichen Bibliothek in Dresden.

Leipziger Buchhändlermessen knüpften sich die Bande zwischen den beiden ungleichen Männern fester. Wenn Böttiger einerseits Kochliz bei Goethe, Wieland, Herder einführte, wenn er es war, der, als Kochliz im Jahre 1800 in den Fall kam, wegen einer gehofften Verbindung mit der Dresdener Malerin und Harfenvirtuosin Therese aus dem Winkel sich einen Titel verschaffen zu müssen, ihm geradezu riet, sich mit diesem Anliegen vertraulich an Goethe zu wenden (was Kochliz, wie Goethes erste bei Biedermann abgedruckte Zuschrift an ihn erweist, mit gutem Erfolge that), so verfehlte er auf der andern Seite nicht, den Leipziger Freund in alle seine Eifersüchteleien, Zwischenträgereien und den kleinern literarischen Klatsch hineinzuziehen, in welchem ihm so wohl war, wie dem Frosch im Sumpfe. Er suchte Kochliz seine literarischen Geheimnisse abzulocken, war dienstfertig, gefällig, ja liebenswürdig, warb ihn als Mitarbeiter für den hinsiechenden „Deutschen Merkur“ und das „Journal des Luxus und der Moden,“ schickte ihm eingehende Berichte und erteilte ihm Ratschläge und Warnungen vor wirklichen oder eingebildeten Gefahren. Namentlich unterrichtete er ihn fleißig von der Mißstimmung, die bei Herder und gelegentlich auch bei Wieland über den engen Bund Goethes und Schillers, über Goethes Teilnahme an den Jenenser Romantikern, den Todfeinden Böttigers und pietätlosen Verspottern Vater Wielands, obwaltete. Er machte sich zum Träger aller kleinen Geschichten, welche in der kleinen Residenz an der Elm wie Wucherpflanzen gedeihen. Er suchte sich Einfluß auf Kochliz zu verschaffen, indem er abwechselnd Furcht und Hoffnung in ihm erregte. Gleich nachdem Kochliz 1798 die Musikalische Zeitung begonnen hatte, erzählte er ihm, indem er mit seinem geschärften Spürsinn erriet, daß ein in dieser Zeitung enthaltener Aufsatz aus Kochlizens Feder stamme, daß der bewußte Aufsatz ihn Wielands Wohlwollen kosten könne. Ruhig und würdig erwiderte Kochliz unterm 6. November 1798: „Ich sende Ihnen, mein verehrter Freund, nur einige Worte vom Komptoir des Herrn Breitkopf, der Ihnen auf das verbindlichste für Ihre gütige Verwendung für die musikalische Zeitung dankt. Wer hat Ihnen aber gesagt, daß ich Verfasser des Aufsatzes über die Oper wäre? Ihnen will ichs gestehen: ich bin es, glaubte aber meine Maßregeln so genommen zu haben, daß niemand mich erraten würde. Das Wort gegen Wieland thut mir wehe, nicht als sei es un- wahr, nicht als wäre ich nicht ein aufrichtiger Verehrer dieses Mannes (ich zweifle sogar, ob er bei der Menge seiner Anbeter viele solche Verehrer hat, welche über seine wahren Verdienste so nachgedacht haben wie ich), sondern weil Sie glauben, daß er empfindlich darüber werden kann und weil, wie ich zu meiner Beschämung gestehe, der Ton etwas unanständig ist. Doch auch das ist wahrlich nicht Folge eines kleinen Menschleinchens so gewöhnlichen Verkleinerungsgeistes großer Männer oder der Albernheit, an ihnen zum Ritter werden zu wollen: sondern übereilte Äußerung einer Mißbilligung, daß Wieland die Sammlung seiner Werke, welche ihn unvergeßlich machen sollte, nicht auf

zehn bis zwölf Bände einschränkte, sondern Aufsätze in dieselbe mit aufnahm, wie der, von welchem dort die Rede ist, und eben dadurch meines Erachtens einen neuen Beweis gab, daß beliebten Schriftstellern nichts schwerer wird, als zur rechten Zeit aufzuhören.“ Ebenso wies Rochlitz das Ansinnen zurück, die Herdersche „Adrastea“ so unbedingt zu bewundern, wie dies von Böttiger und einigen Gleichgestimmten wenigstens vorgegeben ward, und machte seinem zweideutigen Korrespondenten gegenüber nie ein Hehl daraus, daß er Goethe mit warmer Verehrung betrachte. Als die beabsichtigte Heirat mit der obengenannten Dame, um derothwillen ihm Goethe den weimarischen Ratsstuhl vermittelt hatte, an Familienwiderständen gescheitert war, schrieb Rochlitz an Böttiger am 12. Dezember 1800: „Goethe hat mich indessen zum herzoglichen Rat machen lassen, was nun freilich keinen Zweck mehr hat. Das Reskript ist aber sehr ehrenvoll und bezieht sich unter anderm geradezu auf Nachrichten und Schilderungen von Goethe, was mir allerdings lieb ist.“ Allein Rochlitzens guter Wille, ein reines und klares Verhältnis zu Goethe zu bewahren, und soweit es schon vorhanden war, zu vertiefen, ward durch Böttigers Vielgeschäftigkeit immer wieder gestört. Bald suchte der Unermüdbliche die Teilnahme des musikalischen Freundes in Leipzig für die jugendlich schöne und ausgezeichnete Sängerin Karoline Sagemann aufzuregen, die angeblich von Goethe und Kirms unterdrückt und im schönsten Wuchs geknickt wurde, bald regte er Rochlitz, welcher nicht sowohl den Romantikern als den Gebrüdern Schlegel zweifelnd und abweisend gegenüberstand, mit Nachrichten über die Aufführungen des „Jon“ und „Markos“ auf dem weimarischen Hoftheater auf, bald erzählte er dem Gutmütigen, leicht zu rührenden von persönlicher Unbill, die ihm, Böttiger, vonseiten Goethes und Schillers widerfahren sei, bald stachelte er das glücklicherweise sehr bescheidene Selbstgefühl des strebsamen Schriftstellers an, indem er ihn merken ließ, daß weder Goethe noch Schiller eine sonderliche Meinung von den kleinen Stücken hegten, welche Rochlitz von Zeit zu Zeit bei dem weimarischen Hoftheater einreichte. Nun war es richtig, und die ältesten Briefe Goethes an Rochlitz lassen darüber gar keinen Zweifel, daß die großen Dichter die Rochlitzischen dramatischen Versuche zwar keineswegs geringschätzten, sogar mit freundlichem Anteil betrachteten, aber sie doch nicht als tiefeingreifende und bedeutungsvolle Werke ansehen konnten. Goethe zeigte sich niemals abgeneigt, die kleinen dramatischen Versuche des Leipziger Schriftstellers zur Aufführung zu bringen, entfaltete aber dafür weder Pathos noch Eifer, weil er keinen nachhaltigen Erfolg von diesen Vorführungen erwarten durfte. Rochlitz wäre durchaus der Mann gewesen, dies Verhalten Goethes als der Sache entsprechend zu würdigen, wenn ihm nicht gelegentlich durch die kleinen Anstachelungen Freund Ubiques die klare Übersicht geraubt worden wäre. Wenn er beispielsweise am 18. Juli 1801 bald nach seiner Rückkehr von einem Ausfluge nach Weimar wahrheitsgemäß an Böttiger berichten mußte: „Schiller hat mir auf ein ihm neulich geschrie-

benes anständiges, aber ziemlich kaltes Billet einen bogenlangen und in jeder Rücksicht vortrefflichen Brief geschickt, was mir viele Freude gemacht hat," so sorgte der Allerweltsmann dafür, diese Stimmung nicht aufkommen zu lassen. Er wird es mit einigem Triumph gelesen haben, daß Rochlitz am 30. September 1801 ziemlich gereizt schrieb: „Von Goethe habe ich noch keine Antwort auf meinen, dem Lustspiele beigelegten ausführlichen Brief. Aus Schillers Benehmen bei seinem Hiersein konnte ich bemerken, daß beide sich in mir oder ich mich in ihnen geirrt habe. So wahrhaft vertraulich und freundschaftlich dieser mir gleich nach meiner Anwesenheit in Weimar schrieb, so nachlässig und entfernend war sein Benehmen. Haben diese beiden von mir erwartet, daß ich mich nur blind ihnen ergeben, unter ihre Posaunenengel treten, mein Urteil und mich überhaupt ganz verleugnen und selbst Menschen entsagen soll, die mein Herz als Freunde besitzen, so müssen sie sich allerdings getäuscht finden, und es thut mir auch nicht wehe, wenn sie sich so finden.“

Natürlich dachten weder Schiller noch Goethe daran, Rochlitz kränken oder ihm gar seinen Freund Böttiger vom Herzen reißen zu wollen. Schiller schrieb am 16. November 1801 an Rochlitz, bat für Goethe um nachsichtige Beurteilung („Daß er Ihnen noch nicht geschrieben, müssen Sie seinen vielen Geschäften und ich darf hinzusetzen, auch seiner Schreibscheue, die er oft nicht zu überwinden imstande ist, zuschreiben“), entschuldigt sich selbst, daß er Rochlitz in Leipzig nicht besucht habe („Ich hatte bei meinem letzten kurzen Aufenthalt in Leipzig gehofft, Zeit zu gewinnen, um Sie aufzusuchen, und unsre noch so junge Bekanntschaft, die mir sehr angenehm ist, weiter fortzusetzen. Aber ich gehörte in diesen zwei Tagen nicht mir selbst an, da eine Gesellschaft von Freunden, die mir von Dresden gefolgt war, über meine Zeit disponirte“). Goethe aber schrieb am 17. Dezember 1801 wegen seiner verzögerten Entscheidung über Rochlitzens Lustspiel „Liebhabereien oder die neue Zauberflöte“: „Mögen Ew. Wohlgeborn mir noch bis zum neuen Jahre wegen des Stückes Frist geben, so soll alsdann darüber die schuldige Erklärung folgen.“ Aber Rochlitz war jetzt durch Böttigers unablässige Anstachelungen wirklich in einen thörichten Verdruß hineingetrieben. Am 3. März 1802 schrieb er Böttiger (der ihm einen Goethischen Aufsatz über die Führung des Theaters in Weimar noch druckfeucht zugeschickt hatte): „Ich danke Ihnen herzlich, liebster Freund, für Ihren Brief und die Beilage. Wenn Goethe bei der Führung des Theaterwesens wirklich den Plan gehabt und so durchgeführt hat, und ihn nicht etwa wie der Kunstrichter in ein geniales Werk, hintennach hinein exegisirt: so ist er der Direktor aller Direktoren. In der Behandlung der Schauspieler, im Ton des ganzen Aufsazes bleibt er sich, drohend und drückend, gleich und seinem eignen Grundsatz getreu: Hammer oder Amboß sein muß jeder [wie er meint], da ist er denn überall Hammer und alle andern sind ihm Amboß.“ In dieser Mißlaune forderte er in einem gereizt=unterwürfigen Briefe (dem sechsten der Wiedermannschen Sammlung)

sein Lustspielmanuskript von Goethe zurück. Als er aber dann im Herbst des gleichen Jahres von Goethes Absicht hört, eine Tragödie des Sophokles mit Musik auf die Bühne zu bringen, kann er doch nicht umhin, sich wieder an Goethe zu wenden, ihm zu sagen, daß er sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt habe und jedenfalls mehr davon verstehe, als die meisten Musiker. Goethe glaubt ihm das aufs Wort, muntert ihn freundlich auf, ihm über seine Anschauungen näheres mitzuteilen, bemerkte indes sogleich (Brief 10 bei Wiedermann), daß das bewußte Vorhaben noch in der ersten Vorbereitung sei. Da Rochlitz seinem Feuereifer für die Sache nicht genug gethan sah, so blieb ein neuer Rückfall in gekränkte Empfindlichkeit nicht aus, und am 6. April 1803 erschloß er sein Herz gegen Böttiger in den Worten: „Das aufgeführte Goethische Stück ist das nicht, wovon zwischen ihm und mir die Rede gewesen ist. Wir haben dieses wahrscheinlich, aber erst künftiges Jahr zu hoffen. Reden Sie auch privatim nicht davon. Ich weiß es wohl, daß er auch mich hier nur wie eine Maschine meinen Faden hat abhaspeln lassen, und wußte es, als ich mich darauf einzulassen anfang: aber wer wollte nicht gern sein Scherflein zu einer solchen Probe für die Kunst und Welt hergeben, auch wenn es kein Mensch erfährt und es ihm gedankt wird wie mir. Goethe hat mir nämlich, seit ich die Sache bis dahin geführt habe, wohin ich sie führen konnte, kein Wort geschrieben. Schon recht, er ist für keinen Menschen und kann es vielleicht nicht sein, stehet allein da, nur für das Ganze: eben darum muß man nicht verlangen, daß er einen besondern menschlichen Anteil an einem nehmen soll, aber eben darum an ihn diesen besondern menschlichen Anteil nicht fruchtlos verschwenden.“

Selbst dieser Ausruf verrät, daß sich Rochlitz allmählich zu finden und Goethes Verhalten billiger und richtiger zu beurteilen begann. Er war im eigentlichen Sinne erschrocken gewesen, als er wahrnahm, welche Frucht jene Feindschaft gegen die Schlegel und ihren Anhang, jene Mißstimmung gegen Goethe, die Böttiger unablässig bei ihm zu nähren suchte, eben damals in Rogebues Berliner Zeitung „Der Freimütige“ trug. Es wies den Gedanken der Übereinstimmung mit dem Tone dieses Blattes entrüstet von sich, und erklärte an Böttiger (22. Dezember 1802): „Wäre wirklich etwas von Bedeutung für die gute Sache davon zu erwarten, so würden wir alle uns vereinigen müssen, Teil zu nehmen; aber so versucht sie [die Rogebuesche Zeitung] gewiß nur an die Stelle des aristokratischen Despotismus einen sanskulottischen, der aber seine Scham zierlich zu decken sucht, zu setzen, und Pereat allem literarischen Despotismus!“ Wenn er genauer bedachte, was bei Leuten wie Böttiger, Rogebue und andern die „gute Sache“ hieß, so mußte er empfinden, daß er damit doch nur wenig Gemeinsames habe, daß er im Begriff stehe, sich eine der besten und stärksten Empfindungen seines Lebens: die reine Verehrung für Goethes Größe, kläglich verkümmern zu lassen. Und er hatte inzwischen Erfahrungen auch mit dem Allerweltsfreunde gemacht, hatte den allezeit Geschäf-

tigen entschieden zurechtweisen, ihm unter anderm am 26. Mai 1802 sagen müssen: „Wie sehr allzuhohe Anpreisungen schaden, das erfahre ich von neuem der Anzeige des „Blumenmädchens“ in dem Modejournal wegen. Wie konnten Sie nur einen Augenblick glauben, daß, was ich Ihnen in vertrauter freundschaftlicher Ergießung mitgeteilt hatte, als Insinuation, um es dem Publikum vorzulegen, zu nehmen sei? Hätten Sie mir nicht gestanden, daß Sie jene Anzeige selbst mit gutem Willen verfaßt hätten, ich würde dagegen aufstehen müssen.“ Er hatte, in allmählicher Einsicht, daß Böttiger einen guten Teil der Schuld an seinem Mißverhältnisse zu den Weimarer Heroen trage, ihn unterschiedliche male gewarnt und freundschaftlich beschworen, sich doch ja aller Angriffe auf Goethe und Schiller, aller „unsichern, aber immer verletzenden Nachrichten“ zu enthalten. Und wenn in dem schon nach Dresden gerichteten Briefe vom 15. Februar 1804 der alte Mißmut ihm noch einmal die Worte eingab: „Mich möchte er [Goethe] nach Weimar haben, so wahrscheinlich, daß ich von dem Meinigen lebte und einen Artikel in der lebendigen Encyclopädie, die er gern um sich versammelt, im Notfall gleich nachschlagen zu können, ausmachte. Mir ist seine Aufmerksamkeit lieb, aber ich gehe ihm zu gar nichts auch nur einen Schritt entgegen. Alles das unter uns; denn das Geringste, das er wieder erführe, wäre genug, auch mir seinen unauslöschlichen Haß zuzuwenden, und wer wird das wollen, wenn man auch außer seinem Wirkungskreise ist“ — so war inzwischen doch Böttiger von Weimar nach Dresden übergesiedelt und damit das stärkste Hindernis beseitigt, welches dem Gedeihen der Beziehung zwischen Goethe und Rochlitz immer und immer wieder im Wege stand. Mit erneutem Vertrauen sendet Rochlitz seine kleinen Stücke nach Weimar und bittet, ihrer freundlichen Aufnahme ohnehin gewiß, um sorgfältige Inszenierung; mit voller unbefangener Würdigung seines Talents, seines guten Geschmacks, seines Einflusses wendet sich Goethe, als 1807 das Gastspiel der Weimarer Hoffchauspieler in Leipzig bevorstand, an Rochlitz. Man sollte meinen, daß Rochlitz bei Lesung des Goethischen Briefes vom 3. April 1807 (bei Biedermann Nr. 17) einige Beschämung empfunden haben müsse, wenn er sich so mancher empfindlichen und mißtrauischen Äußerung über Goethe erinnerte, die er sich, auf Böttigers Anregungen, in den letzten Jahren hatte entlocken lassen.

(Schluß folgt.)

